

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 54 (1967)
Heft: 2

Artikel: Von Märchen und sein Wert in der Welt von heute
Autor: Grimm, Vera von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-527239>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Beispiele unlogischer Anwendung sind: Goldplombe, Füllfeder, Tintenfaß und Buchstabe. Die ursprüngliche Deutung von plomb, Feder, Faß und Buche ist in Vergessenheit geraten. Die Wörter werden in übertragenem Sinne angewendet und in eine Verbindung hineingetan, die, rein buchstäblich gewertet, nicht stimmt.

Vermehren wir diese Beispiele. Sie wirken oft komisch. Da heißt es etwa: die Frau stellt ihren Mann, sie ist Herr über Land und Leute, sie ist auch Herr im Hause, ist ein Zechbruder, ihr Mann aber eine Betschwester, eine Klatschbase, ein Waschweib.

Es gibt noch mehr heitere Dinge, so bleierne Zinnsoldaten, ein goldenes Trinkhorn, Eichelkaffee, Lindenblütentee, alte Jungfrau, zwölfbeinige Tausendfüßler, Himbeerlimonade (Limone = Zitrone), dänischen Emmentalerkäse, blaue und rote Druckerschwärze . . .

Mißverständnisse

Die Klangähnlichkeit verführt das Volk gelegentlich zu etymologischen Seitensprüngen.

Wetterleuchten wäre beinahe berechtigt, heißt aber Wetter-Leich (Tanz, Hüpfen, Spielen), also Blitz ohne Donner.

Ein *Murmeltier* murmelt nicht, heißt jedoch mus (muris) alpinus, Bergmaus.

Das *Beispiel* tut nicht spielen, sondern spell, das heißt hersagen, aufzählen.

Durchbleuen hat mit blau klanglich zu tun, aber sprachlich nichts, da es sich herleitet von to blow = schlagen.

Das *Felleisen* der Handwerksburschen mag zum Teil aus Fell bestanden haben, keinesfalls aus Eisen; es ist einfach die valise.

Daß der Wind den *Windhund* nichts angeht, haben wir schon vernommen.

Zufolge der Klangverwandtschaft haben fünf Heilige als Schutzpatrone und Wundertätige erhalten müssen: Augustin heilt Augenkrankheiten, Lambertus hilft dem Lahmen, Vinzenz findet verlorengegangene Gegenstände, Blasius lindert Blasenleiden und Valentin wirkt gegen Fallsucht.

Das Märchen und sein Wert in der Welt von heute

Dr. Vera von Grimm

In der Welt der Literatur hat das Märchen seit eh und je eine Sonderstellung eingenommen. Gewisse Märchenstoffe finden sich schon in den Anfangszeiten der menschlichen Wortkultur und tauchen als sogenannte «Wandermärchen» überall in der Welt wieder auf. Neben den Heldenepen -- ich erinnere an das mutmaßlich über 4000 Jahre alte faszinierende Gilgamesch-Epos --, ja, vielleicht noch vor den Epen, war schon das Märchen da. Als irgendeinmal in längst verschollener Zeit ein Kind mit hungriger Phantasie zu seiner Mutter mit blühender Phantasie sagte: «Erzähl mir eine Geschichte!», wurde wahrscheinlich das erste Märchen erzählt. Seither ist diese Art, Schicksale zu gestalten, nie mehr verlorengegangen, ist der Faden nie mehr abgerissen.

In der Zeit der Romantik lebte das Märchen in der ihm geeignetsten Atmosphäre, und es ist nur natürlich, daß zu eben jener Zeit die berühmteste Märchensammlung entstand, die «Kinder- und Hausmärchen» der Brüder Grimm. Diese Sammlung von rund 200 Märchen erschien im Jahr 1813. Sie war ein Weihnachtsgeschenk für Bettina von Arnim, deren Name der erste Band als Widmung trägt, und sie wurde ein Geschenk für die ganze Welt, wie es kaum vorher und nachher je einem Buch beschieden war, Geschenk zu sein. Wenn auch die Märchensammlung der Brüder Grimm mit weitem Abstand allen anderen Märchensammlungen voransteht, so assoziieren wir doch stets gleichzeitig andere leuchtende Namen: Bechstein, Hauff, Andersen, Lagerlöf, um nur ein paar der berühmtesten zu nennen, wobei ich absichtlich vorläufig die Volks- und Kunstmärchen in einem Atemzuge erwähne.

Wie steht es nun um das Märchen im Zeitalter der Atombombe, der Raumschiffe und Echosatelliten, von Flugzeugen, Radio und Fernsehen gar nicht zu reden.

Lebt das Märchen noch oder ist es ein Museumstück geworden? Auf diese Frage erhielt ich eine eindeutige Antwort. Es war in München, und ich fuhr mit dem Taxi zum Bahnhof. Der Fahrer war ein echter, rauher Bajuware, er übte abfällige Kri-

tik an allem und jedem, was auf der Straße zu sehen war, und ich hatte das Gefühl, in einem Schnellsiederkurs für sackgrobe Ausdrücke zu sitzen. Plötzlich wandte er sich zu mir und fragte: «Ja – und wo fahrn *wir* denn hin?» Da stupfte mich der Hafer. Warum sollte ich es nicht sagen? «Ich fahre zu einer Märchentagung», antwortete ich wahrheitsgemäß. Jetzt war der Mann wie ausgewechselt. «Ah, des is fei schön», sagte er anerkennend. «Wissen S', a Märchen, das is für mich was viel Reâleres, als wie zum Beispiel a – Raketenstart! Wenn im Radio a Märchen g'sendet wird, das hör i mir immer an.»

Auch wenn in Schulen oder an eigenen Märchenabenden für Erwachsene Märchen erzählt werden, erlebt man stets das gleiche: Jung und alt hören gefesselt zu.

Das Märchen ist also keineswegs nur eine pietätvoll gepflegte Reliquie, nein, es lebt sein eigenes, höchst lebendiges Leben. Freilich nicht mehr genau wie früher, aber das tut ja niemand mehr.

Was macht nun das Märchen für so viele immer noch so anziehend? Vielleicht die völlig in sich abgeschlossene, rundum fugenlos «abgedichtete» Welt, die jedes echte Märchen für sich bildet. In dieser Märchenwelt herrschen seit je ganz bestimmte Gesetze, über die noch zu reden sein wird, und die freilich – wie alle Gesetze – fallweise übertreten werden. Hauptgesetz des alten Volksmärchens, das ihm freilich oft als Negativum angemerkt wird, ist dies, daß im Märchen «das Gute belohnt und das Böse bestraft» wird. Und doch ist vielleicht gerade eben dieses ungeschriebene Gesetz eines der Hauptanziehungskräfte des Märchens. Denn zutiefst lebt im Herzen jedes Menschen die Sehnsucht nach Gerechtigkeit. Marie von Ebner-Eschenbach spricht es in einem ihrer Aphorismen aus: «In der Jugend meinen wir, das Geringste, das die Menschen uns gewähren können, sei Gerechtigkeit. Im Alter erfahren wir: es ist das Höchste.»

Ohne je den Zeigefinger zu erheben, ja ohne es zu wollen, wirken Märchen anregend und charakterbildend. In Selma Lagerlöfs großartiger «Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen» kommt unter anderem eine Stelle vor, die schon geeignet ist, eine ganze Jugendzeit zu beeinflussen. Der zahme weiße Gänserich, der mit den Wildgänsen die Flugreise über ganz Schweden macht, ist nicht so trainiert wie die fluggewohnten wilden Gänse. Er bleibt zurück und ruft jammernd, man möge auf ihn Rücksicht nehmen. Die

alte Akka von Kebnekaisse, die Anführerin, verlangsamt ihren Flug keineswegs. Sie ruft dem Neuling einfach zu: «Fliege höher! Fliege schneller!» Dem Gänserich bleibt nichts anderes übrig, als dieses Rezept zu befolgen. Und er erfährt, daß das beste Mittel gegen Müdigkeit heißt: hoch und schnell zu fliegen.

Der bekannte Verfasser vielgelesener Bücher über Tierverhalten Dr. Lorenz erzählt, daß er eben durch dieses Buch, dem er das höchste Lob erteilt, zum Studium der Tierpsychologie angeregt wurde. Die fleißige Beobachtungsarbeit des Wissenschafters fand genau bestätigt, was die Intuition der Dichterin scheinbar aus dem Ärmel schüttelte. Sigmund Freud bemerkt einmal: «Dem Scharfblick der Dichter entgeht nichts.»

In Andersens Märchen «Die Eisjungfrau» bringt die Katze dem kleinen Rudi das Klettern bei. «Denke nicht, daß du fällst, dann fällst du nicht», ist ihr Grundsatz. Das sind nur zwei Beispiele für unzählige.

In unserer Zeit, in der Zauberteppich, Zauberspiegel, Denkmaschine und ähnliches längst in Gestalt von genialen Konstruktionen Allgemeingut geworden sind, haben die alten Märchen nichts unglaublich Wunderbares mehr. Was das Märchen immer wieder aufs neue anziehend macht, ist seine echte Einfachheit, die Kraft seiner Aussage, sein – Wahrheitsgehalt.

Die technischen Verbreitungsmöglichkeiten, die ja an sich schon märchenhaft sind, haben sich der Märchen liebevoll angenommen, und diese haben keineswegs «nein» dazu gesagt. Sie behaupten ihren festen Platz in allen Radioprogrammen. Das Fernsehen hat ebenfalls sofort die Märchen in die Programme eingebaut, die Kinos bringen Märchenfilme, die der kindlichen Vorstellungswelt angepaßt sind, die Theater spielen dramatisierte Märchen, die stets ein begeistertes Publikum haben, um das sie mancher Autor beneiden könnte.

Es ist wahr, daß die edelste Art, Märchen zu verbreiten, immer noch das Erzählen ist, das direkte Mitteilen von Mensch zu Menschen. Aber wer könnte fordern, daß dies die einzige Möglichkeit sei! Ebenso gut könnten wir uns die Petroleumlampen zurückwünschen, die Postkutschen und die dazugehörigen staubigen Landstraßen. Die Zeiten ändern sich, und wir (und alles Lebendige) ändern uns in ihnen.

Wie aber hat sich das Märchen nun geändert?

Der Märchenfreund von heute sieht sich einer ganz anderen Bücherwelt gegenüber als der Leser

vor etwa hundert Jahren. Heute gibt es vollständige Ausgaben im Taschenbuchformat, es gibt Volksmärchen in gewissenhaften Übersetzungen aus allen Teilen Europas und anderer Kontinente in jeder guten Buchhandlung zu kaufen, und – es gibt eine Unzahl neuer Märchen, eben der sogenannten Kunstmärchen.

Die Einteilung der Märchen in Volksmärchen einerseits und Kunstmärchen andererseits ist insofern nicht ganz glücklich, da ja die sogenannten Volksmärchen schließlich auch von einem, heute allerdings unbekannten Dichter erzählt wurden. Andererseits ist der Verfasser eines «Kunstmärchens» ja auch einer aus dem Volke, dem nichts ferner liegt, als etwas Gekünsteltes zusammenzuschreiben – oder zu schrauben. Wir lassen den süßlichen und banalen Kitsch, der leider auf diesem Gebiet nur allzuhäufig verbrochen wird, vollständig beiseite und sprechen nur von echten, inspirierten Märchen.

Und nun wollen wir ein sehr bekanntes altes Volksmärchen einem sehr bekannten Kunstmärchen gegenüberstellen.

Es gibt wohl keinen unter uns, der nicht das «Schneewittchen» kennt. Man fühlt sich versucht, es lieblich zu finden, wahrscheinlich wegen der Schönheit des Prinzeßchens. Wie sieht es aber nun in Wahrheit aus?

Allein sechs staatsanwaltreife Verbrechen kommen in dem kurzen Märchen vor, von so mancher anderen Ungereimtheit ganz abgesehen. Zuerst einmal stiftet die böse Königin den Jäger zum Mord an ihrer Stieftochter an und verlangt Herz und Lunge als Wahrzeichen. Als zweites verspeist sie die vermeintlichen Körperteile des Schneewittchens. Es stimmt zwar glücklicherweise nicht, denn das Kind wurde ja verschont, aber immerhin war die böse Frau der festen Meinung, Schneewittchens Herz und Lunge zu essen, und zwar ausdrücklich «mit Salz gekocht», – Kannibalismus *comme il faut*. Nachdem die Stiefmutter erfahren hat, daß ihre Stieftochter dennoch lebt und ihr den ersten Schönheitspreis streitig macht, versucht sie dreimal einen Mord: das erstemal mit Schnürriemen, indem sie das Mädchen, das inzwischen Wirtschaftlerin bei den Zwergen geworden ist, so fest schnürt, daß es wie tot hinfällt. Das zweitemal mit dem vergifteten Kamm und das drittemal mit dem raffiniert präparierten Apfel. Diesmal gelingt die böse Absicht scheinbar. Die trostlosen Zwerge legen nun das arme Opfer der geltungs-süchtigen Königin in einen gläsernen Sarg. Da

liegt es nun, bis endlich der Königssohn kommt und die Aufschrift liest. Er will nun den Sarg samt Inhalt, so wie er ist, mitnehmen und er läßt nicht locker, bis endlich die gutmütigen Zwerglein nachgeben. Da fällt bei einem kleinen Verkehrsunfall der Giftbrocken aus der Kehle, und Schneewittchen lebt wieder, und es gibt eine Hochzeit mit dem Königssohn. Zu dieser Hochzeit aber wird die Stiefmutter-Königin eingeladen. Zugegeben: sie ist ein Extrastück an Falschheit und Grausamkeit; die Rache an ihr übertrifft aber alles: zwei «eiserne Schuhe wurden glühend gemacht, und mit Zangen hereingetragen – und in diese glühenden Eisenschuhe mußte sie nun hineinsteigen und darin tanzen, bis sie tot umfiel». (Wörtlich zitiert.) Wenn heute ein Autor sichs einfallen ließe, solch eine Geschichte für die Jugend zu schreiben, er flöge in weitem Bogen bei allen Verlagen und Redaktionen hinaus.

Stellen wir diesem nun das Märchen «Der glückliche Prinz» von Oscar Wilde gegenüber. Der Prinz steht auf einer hohen Säule, er ist über und über vergoldet und mit seinen Saphiraugen kann er die ganze Stadt überblicken. Und was sieht er da! Kummer und Elend.

Ein kleiner Schwälberich rastet bei ihm auf dem Flug nach Ägypten. Diesen bittet er nun, er möge doch den großen Rubin aus seinem Schwertgriff einer armen Frau bringen, damit sie für ihren kranken Sohn Apfelsinen kaufen kann. Der Schwälberich tut es, aber am nächsten Tag will er abreisen, und er erzählt dem Prinzen von den Wundern Ägyptens, die ihn erwarten. Aber dieser fleht ihn an, er möge ihm doch ein Saphirauge aus dem Kopf picken, damit ein halbverhungelter Dichter sein Theaterstück vollenden kann. Und wieder in der nächsten Nacht das zweite Auge für ein kleines Mädchen. Und nun, da der Prinz blind ist, gibt der kleine Schwälberich die heißersehnte Ägyptenreise auf und bleibt bei seinem Freund. In seinem Auftrag pickt er die Goldplättchen ab und bringt sie den Armen und Hungrigen. Es kommt der Schnee, der Schwälberich muß sterben und dem Prinzen bricht das Herz. Er ist aber nun so schäbig geworden, daß sein Denkmal entfernt wird. Das Herz wird zusammen mit der toten Schwalbe auf einen Abfallhaufen geworfen. An diesem Abend sagt Gott zu einem seiner Engel: «Bringe mir die beiden kostbarsten Dinge aus dieser Stadt!» Und der Engel bringt ihm den toten Vogel und das gebrochene Herz. – Hier sind wir in einer völlig anderen Welt. Es ist keine er-

künstelte Idealwelt, wenn man an die so realistisch beschriebenen Stadträte denkt und so manches andere. Aber der Prinz und die Schwalbe haben alle Aussicht auf Unsterblichkeit. Es ist ein ganz neuer Zug in diesem und so vielen anderen neuen Märchen. Keine Rache gibt es hier, keine Selbstsucht –, sondern gerade das Gegenteil. Woher mag das kommen? Die sogenannten Volksmärchen haben ihren Ursprung weit, weit im Altertum. Die sogenannten Kunstmärchen aber stammen aus der neueren und neuesten Zeit. Wie das Märchen ein Wahrspiegel vergangenen und gegenwärtigen Lebens ist, so ist es auch ein Prophet, ein Kündiger kommender Zeiten.

Die alten Märchen sind nach alten, harten Gesetzen angetreten, die da hießen: Aug um Auge, Zahn um Zahn! Blut will wieder Blut! Rache für mich und die Meinen!

Daß wir eine derartige Moritat wie das 'Schneewittchen' so gelassen hinnehmen und uns auch als Kinder gar nicht schockiert gefühlt haben, hat verschiedene Gründe. Grund eins: das sachlich klare, klassische Deutsch, in dem die Brüder Grimm all dies aufgezeichnet haben und von vorneherein jede Emotion ersticken. Grund zwei ist in uns selbst zu finden: Immer noch ist der alte Sinn in uns tief verwurzelt. Wir wollen den Bösewicht bestraft sehen, und zwar womöglich nach seiner eigenen Fassung, und können uns einer gewissen Enttäuschung nicht erwehren, wenn er leer ausgeht. Es ist ja so 'natürlich', zurückzuschlagen, wenn man geschlagen wurde.

Nun aber heißt es: «Überwinde das Böse durch das Gute. – Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.» Es gibt Autoritäten, die in bester Absicht, aber in Nichterkenntnis der Tatsachen die alten Volksmärchen 'reinigen' wollen. Man stelle sich ein 'gereinigtes' Schneewittchen vor, und man wird sehen, daß nichts mehr übrigbleibt. Denn die handelnden Personen sowie ihr unbekannter Autor sind aus dem gleichen Holz geschnitten. Man muß diese Märchen lassen, wie sie sind.

Die neuen Märchen traten und treten vielfach in die Fußstapfen der alten Volksmärchen, teils aus Überzeugung, teils aus dem Ehrgeiz heraus, den gleichen Ton zu treffen, es ihnen an Urwüchsigkeit gleichzutun.

Jedoch hat das neue Denken und Fühlen dem Märchen neue, zündende Impulse gegeben. Freilich, dieses Denken und Fühlen ist noch längst nicht zur zweiten Natur der Allgemeinheit ge-

worden. Und es ist nun einmal so, daß ein 'durchschlagender' Erfolg nur dann sich einstellt, wenn der Eklat in der Geschichte mit dem in der Brust des Lesers zusammenfällt.

Dennoch: trotz Grausamkeiten, Mord- und Gangsterromantik an allen Ecken und Enden, bildet sich eine Elite der 'anderen'. Diese Elite ist keine geschlossene Gruppe, sondern zieht sich durch alle Schichten der Menschheit. 'Rache' wird von 'Verzeihen' abgelöst, Schadenfreude durch echtes Mitgefühl usw. Ist das langweilig? Oder nur eine künstliche Anpflanzung?

Völker, die aus Sand ein fruchtbares Land machen wollen, pflanzen in den Sand zuerst Bäume, und nach langen Jahren in den gerodeten Boden Felder und Äcker. Wenn aus der 'Anpflanzung' 'Humus' geworden ist, dann ist die große Veränderung vollzogen, und aus der zweiten Natur die erste geworden – und die Kunstmärchen zu echten Volksmärchen. Das Märchenbuch aber soll ein Freund für die ganze Familie sein. Das Kind erlebt die Geschichte, und mit wachsendem Verständnis auch das, was den eigentlichen Inhalt der Geschichte ausmacht.

Einheitsschule oder differenzierte Volksschule?

Es dürfte bekannt sein, daß in den USA die sechsjährige Elementarschule eine Einheitsschule ist, in der neben den durchschnittlich Begabten auch die schwach- und hochbegabten Kinder unterrichtet werden. Daß auch die UdSSR demselben Grundsatz huldigt, geht aus einer Neuerscheinung des Schweizerischen Ostinstitutes Bern hervor, das ein Buch des schottischen Dozenten für vergleichende Pädagogik an der Universität Edinburgh, Nigel Grant, in deutscher Übersetzung zugänglich gemacht hat. Der Autor konnte im Jahr 1962 verschiedene Schulen in Rußland visitieren. Wir entnehmen seinem Buch folgende Feststellungen:

Das sowjetische Schulsystem lehnt nicht nur die Trennung der Schüler in Primar- und Sekundarschulen ab, sondern auch jede Trennung innerhalb der Einheitsschule. Vielmehr soll jede Klasse, vom hervorragenden Schüler bis zum Büffler, die alle das gleiche Programm in der gleichen Periode zu bewältigen haben, widerspiegeln. In den größeren Schulen gibt es zwar mehrere Parallel-